

Nr. 157. Bromberg, den 12. Juli 1931.

Die Sporck'schen Jäger.

Roman von Richard Skowronnek.

Urheberschutz für (Copyright 1931 by) Romandienst Digo, Berlin W 30.

(2. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

„Mein Verehrtester, wir reden aneinander vorbei und verstehen uns nicht. Und verzeihen Sie, wenn ich als der nur wenig Ältere — die paar Jahre Afrika haben mir über eine ganze Portion von Vordermännern hinweggeholfen — mich hier sozusagen als Schulmeister frisiere. Als Entschuldigung kann ich aber anführen, daß unser verehrter Kommandeur, der Herr Oberstleutnant Brinkmann, die gleichen Ansichten hegt. Ein prachtvoller Mann und Soldat, der die drei üblichen Jahre bei den Jägern nicht nur als Sprungbrett in die höheren Kommandostellen benutzt, sondern sich nach Kräften bemüht, etwas von seinem Geiste als ein wertvolles Vermächtnis hier lebendig zu erhalten, auch nach seinem Abgange. Der Herr Oberstleutnant ist also der Ansicht, daß wir in einer Zeit leben, die mehr erfordert als den altpreußischen Drill: ein Werben der Vorgesetzten um die Herzen ihrer Untergebenen! . . . Und er hat recht, denn was wir heute unter die Fahne kriegen, sind zur guten Hälfte Sozialdemokraten. Die sogenannten bürgerlichen Parteien haben keine Zeit, sich um die zukünftigen Vaterlandsverteidiger zu kümmern! Also ich kriege im Spätherbst etwa fünfzig Jünglinge vorgestellt, aus denen ich Soldaten machen soll. Aus ihren Zeitungen und von ihren älteren Arbeitsgenossen haben sie alles mögliche gelernt, nur keinen Respekt vor der Obrigkeit. Über die Dinge dieser und jener Welt wissen sie besser Bescheid als der liebe Gott selber, den Dienst unter der Waffe aber sehen sie als einen Zwang an, der nur unter stetem Zähneknirschen zu ertragen wäre.

Und mit einem Male steht zu ihrer grenzenlosen Verwunderung statt eines zähnefletschenden Ungetüms ein gemütlicher kleiner Knopp von Hauptmann vor ihnen, sagt: „Na, meine Herren? Der steife Kragen drückt ein bißchen, was? Aber das gibt sich, man gewöhnt sich überraschend schnell daran! Überhaupt, meine Herren, Sie werden sehen, der Dienst ist lange nicht so schlimm, als man Ihnen vorerzählt hat. Täglich zehn Stunden Mörtel schmeißen oder Metall drehen ist viel langweiliger!" So rede ich noch eine ganze Weile fort, schmiere den Jungens Schlagsahne um die Backen, und mit einem Male brülle ich: „Stillgestanden!", daß die Bäume auf unserm alten Exerzierplatz wackeln. Die Jünglinge aber kriegen einen Mordsschreck, und ich komme zu den ernsteren Tönen. Vaterland, Pflicht zur Verteidigung des eigenen Herdes, wenn der Feind über die Grenze greift. In diesen Gesinnungen möchte ich euch erziehen, meine lieben Jungen, so schließe ich, und wer mir willig folgt, soll mein Freund sein und ich der seinige. Zu jeder Zeit will ich für ihn zu sprechen sein, wenn er irgendwie Beschwerde hat, und hier meine Leutnants und Oberjäger sind ebenso gesonnen wie ich, sind meine treuen Helfer, daß bei allem strammen Dienst in der Kompanie niemandem Unrecht geschieht!"

Na, und nach dieser allgemeinen Standpauke am ersten Tag kommt die Detailbehandlung. Bei jeder passenden Gelegenheit greife ich mir ein paar von den Jünglingen nacheinander heraus, gehe mit ihnen auf und ab und fange sie mir ein. Durch einige Teilnahme an ihrem bisherigen Ergehen, ein paar Fragen nach Eltern, Geschwistern, Aussichten in ihrem Beruf und so weiter . . . jedesmal, wenn der so Behandelte wieder in Reih' und Glied zurücktritt, habe ich einen neuen Freund gewonnen. Das ist vielleicht ein wenig zeitraubend, aber der Erfolg entschädigt. Wissen Sie z. B., was der Jäger Stengel, den ich vorhin mit feldmarschmäßigem Antreten beim nächsten Sonntagsappell bestrafte, in seinem Zivilberuf ist? — Maschinenschlosser in Hamburg und trotz seiner jungen Jahre schon Vertrauensmann der Sozialdemokratischen Partei! Ich bin überzeugt, daß nach seiner Entlassung, wenn man in seiner Gegenwart aufs Militär schimpft, er wird sagen: „Haltet das Maul, das versteht ihr nicht! Ich hab' meine zwei Jahre bei den Sporck'schen Jägern abgedient, und ich sage euch, das war ein Vergnügen! Und dann kriegt er leuchtende Augen, fängt von seiner Dienstzeit zu schwärmen an, von seiner dritten Kompanie und seiner Korporalschaft. Ich aber hör' mir das an — im Geiste natürlich — und sage, ungeheuer selbstzufrieden: Kleiner Rabenhainer, das hast du wieder mal gut gemacht! Wieder mal einen Jungen in die Welt entlassen, der auf seine Dienstzeit nicht schimpft, sondern dem sie eine Quelle freudiger Erinnerungen ist! Das aber ist die Hauptsache, und darauf allein kommt es an."

Hauptmann Rabenhainer hatte sich warmgesprochen, etwas von seiner impulsiven Art, die Dinge anzupacken, flog auf seinen Gast über.

„Ich danke Herrn Hauptmann für diese Viertelstunde", sagte er lebhafter als sonst und beinahe herzlich, „ich will mir aus ihr eine Lehre mitnehmen. Und wenn Herr Hauptmann vielleicht die Güte hätten, jetzt mir auf ein paar Fragen Auskunft zu erteilen: ich fühle mich noch so fremd in den hiesigen Verhältnissen . . ."

„Die hiesigen Verhältnisse? Aber mit Vergnügen! Und das ist eine sehr einfache Geschichte, läßt sich mit ein paar kurzen Worten erklären: Alles dreht sich hier um das Bataillon, wie in einem sorgfältig geordneten Planetensystem etwa um die Sonne. Zum Mittagessen aber werde ich Ihnen einen Zettel mitbringen mit dem Namen der Herrschaften vom engsten Kreise. Nächsten Sonntag nehmen Sie sich dann den Krümperwagen und klappern die Besuche alle auf einmal ab! Für unsere Freunde aus dem Stande der Agrarier aber empfehle ich Ihnen einen Wagen mit Gummieinlage. Ehe Sie nicht bei jeder Visite Ihre ausgewachsene Buddel Rotspon im Leibe haben, werden Sie nicht vom Hof heruntergelassen!"

Der Oberleutnant von Bahlenberg stand auf und griff nach seinem Tschako.

„Verbindlichsten und herzlichsten Dank! Aber — Verzeihung, wenn ich mir noch die eine kurze Frage erlaube — haben Herr Hauptmann bei der Aufzählung der Familien, mit denen das Offizierkorps gesellschaftlich verkehrt, die des Herrn Forstmeisters Rüdiger auf Rohnstein nur aus Zufall fortgelassen oder war das Absicht?"

Über das bewegliche Gesicht des kleinen Hauptmanns flog ein Schatten.

„Leider ja, Herr Vahlenberg, das war Absicht. Aber haben Sie ein besonderes Interesse an dieser Frage?"

„Sehr wohl, Herr Hauptmann! Und da ich glaube, daß bei Herrn Hauptmann diese Mitteilung gut aufgehoben sein wird: Ich habe Fräulein Rüdiger, die Tochter des Herrn Forstmeisters, bei meiner Herreise auf der Bahn kennengelernt, durch einen Zufall — ich durfte ihr bei einer Auseinandersetzung mit einem Schaffner einen kleinen Dienst erweisen. Die gemeinschaftliche Bahnfahrt nachher dauerte nur ein paar kurze Stunden, aber, ich muß gestehen, die junge Dame hat während dieser Zeit auf mich einen solchen Eindruck gemacht, daß ich den lebhaften Wunsch empfinde, sie näher kennenzulernen."

Der Hauptmann blickte auf.

„Was sagen Sie da? Die kleine Elsbeth Rüdiger ist wieder nach Hause gekommen?"

„Sehr wohl, Herr Hauptmann, schon vor einigen Tagen."

„Das ist großartig!"

Der kleine Rabenhainer ging freudig auf und ab.

„Das ist großartig!" wiederholte er und drückte seinen Besucher in den Stuhl zurück.

„Aber nun setzen Sie sich mal erst ordentlich wieder hin, so was ist nicht mit dem Hut in der Hand zu besprechen! . . . Und noch 'ne Zigarette gefällig? . . . Nicht? . . . Na, warten Sie nur, Sie werden die besonderen Vorzüge dieser Sorte schon noch schätzen lernen. Die Mücken auf unserer Kasinoveranda kneifen schaudernd aus, wenn die Ordonnanz bloß die Schachtel bringt . . . Und jetzt schießen Sie mal los, lieber Vahlenberg, und erzählen Sie mir recht viel von der jungen Dame. Fräulein Elsbeth und ich waren mal ein paar dicke Freunde! Ist sie so hübsch geworden, wie sie als Backfischlein versprach?"

Der Oberleutnant von Vahlenberg setzte sich wieder, in sein hübsches, aber ein bißchen nichtssagendes Gesicht trat ein Ausdruck, als täte es ihm leid, in einer plötzlichen Aufwallung des Augenblicks eine sonst peinlich gehütete Schranke aufgezogen zu haben.

„Ich besitze kein rechtes Talent für solche Schilderungen. Ich wiederhole, die junge Dame hat einen sehr netten Eindruck auf mich gemacht, in mir den Wunsch erweckt, sie näher kennenzulernen. Sollten sich aber Verhältnisse ergeben, die eine nähere Verbindung inopportun erscheinen lassen, so würde ich, wenn auch mit schwerem Herzen, auf eine Fortsetzung dieser flüchtigen Bekanntschaft verzichten müssen."

„So," sagte der kleine Rabenhainer, bedeutend ernüchtert, und steckte sich eine neue Zigarette an, „dann müßten Sie verzichten!" Und mit leiser Ironie fügte er hinzu: „Sehr vernünftig, denn ein Offizier hat bei der Auswahl seiner zukünftigen Gattin Rücksichten zu nehmen, und besser ist es schon auf alle Fälle, man geht vorsichtig zu Werke, statt sich unbesonnen in eine Leidenschaft zu stürzen, deren Abdämpfung nachher allerhand unbequeme Empfindungen mit sich bringt! . . ." Und nach einer unbehaglichen Pause, während der sein Besucher angelegentlich die dicke Staubschicht mit den Figuren auf der Tischplatte betrachtete, fuhr er fort: „Aber, ich glaube, solche Erwägungen in diesem Falle sind überflüssig. Und ich möchte Ihnen garantieren: Wenn Sie jetzt vor unserem Kommandeur ständen und sagten: Herr Oberstleutnant, ich bitte gehorsamst um die Erlaubnis, meine Verlobung mit Fräulein Elsbeth Rüdiger veröffentlichen zu dürfen . . . ich bin überzeugt, Herr von Vahlenberg, er schließt Sie in die Arme und gibt Ihnen 'nen Freundeskuß auf die Backe!"

„Ach", sagte der Oberleutnant und hob erstaunt die wasserblauen, ein wenig vorstehenden Augen. „Herr Hauptmann bemerkten doch noch soeben . . ."

„Sehr wohl, Herr von Vahlenberg, ich sagte, die Familie des Herrn Forstmeisters Rüdiger gehört zu denjenigen, mit denen das Offizierkorps nicht verkehrt, aber ich habe ein deutliches Leider hinzugefügt. Früher nämlich zählte der alte Herr zu den engsten Freunden des Bataillons, die Lenzburger Jäger ohne den Rohnsteiner Forstmeister waren einfach undenkbar. Seit anderthalb Jahren aber hat eine tiefe Verstimmung Platz gegriffen, Herr Rüdiger machte uns den Vorwurf — ob mit Recht oder ohne Recht, sei vorläufig mal dahingestellt — also, er machte uns den Vorwurf, einer von uns mißbrauchte die Gastfreundschaft. Zur Erklärung muß ich hinzufügen, daß früher die Angehörigen des Offizierkorps in den Rohnsteiner Forsten — drüben, auf der andern Seite des Sees dehnen sie sich meilenweit — freie Büchse hatten. Mit einer gewissen Einschränkung natürlich, wenn der alte Fürst alljährlich einmal seine sogenannte Hofjagd abgehalten hatte. Der Kommandeur kriegte seine zwei bis drei braven Hirsche, die vier Kapitäne je einen, und so weiter 'runter bis zu den jüngsten Leutnants, die sich beim Abschuß von Kahlwild betätigen durften. Sie werden mir zugeben, eine Jagdfreundschaft, wie sie idealer und großzügiger nicht gedacht werden kann! . . . Und mit einem Male gab es in diesem scharmanten Verhältnis, um das uns so ziemlich alles beneidete, was in deutschen Landen einen grünen Waffenrock trägt, einen Mißklang. Ein Wilddieb tauchte in den Rohnsteiner Forsten auf, ein verwegener Kerl, der dem alten Rüdiger die besten Hirsche sozusagen unter den schützenden Händen fortschoß, trotz aller Anstrengungen aber nicht zu greifen war. Als wenn er 'ne Tarnkappe getragen hätte . . . Und ein seltsamer Umstand war dabei: er nahm nur die Trophäe mit, das Geweih. Das Wildbret ließ er liegen und verludern!

Also ein Gentlemanwilderer sozusagen, der sein heimliches Handwerk nicht aus gemeiner Gewinnsucht trieb, sondern aus Passion. Aus glühender Passion, die den davon ergriffenen Mann wie ein Fieber schüttelt . . . na, kurz und gut, es ist begreiflich! Wem's noch nie im Arm gezuckt hat, wenn drüben, jenseits der Grenze, auf hundert Gänge ein braver Hirsch steht, der soll den ersten Stein aufheben. Auf der andern Seite aber auch begreiflich, daß der alte Rüdiger Mord und Brand spuckte. Erst äußerte er ein wenig zaghaft den Verdacht, nach allen begleitenden Nebenumständen könnte dieser Gentlemanwilderer nur ein Offizier sein, der Kommandeur remonstrierte natürlich, verlangte positive Beweise. So ging das 'ne Weile hin und her, aus dem gegenseitigen Anknurren entwickelte sich eine immer feindlichere Stimmung, bis mit einem Male beim alten Forstmeister die helle Lohe zum Dache hinausschlug. Er war auf 'nem Liebesmahl gewesen im Kasino, hatte in vorgeschrittener Stunde, wenn die Stimmung anfängt, feuchtfröhlich zu werden, die Leutnants vermahnt: „Kinder, nehmt's mir nicht übel, einer von euch ist es, aber wir wollen einen nassen Schwamm nehmen, die ganze Tafel auslöschen, wenn von morgen an Friede ist" . . .

So sprach er versöhnlich, und kein Mensch fand etwas dabei, denn wir alle wußten, wie er an seinen Hirschen hing. Und mit seiner vorgesetzten Behörde, dem fürstlichen Hofjagdamt, hatte er der fortgesetzten Wilddiebereien wegen grobe Anstände gehabt. Der Oberjägermeister ist nicht sein Freund und wollte wohl die Gelegenheit benutzen, ihn von seiner Stelle zu bringen.

Also an jenem Abend nun allgemeine freudige Verbrüderung, Versöhnungsfest . . . drei Tage danach hatte der Forstmeister die wenig erfreuliche Quittung! Seine Beamten fanden mitten auf einer blanken Wiese einen frisch geschossenen Hirsch, das Geweih natürlich abgeschlagen, die Haken ausgeschnitten, wie üblich. Und keine greifbare Spur: der Wilderer hatte in dem tiefen Schnee seine Fährte sorgfältig verwischt, bis er wieder auf die hartgefrorene Chaussee kam . . .

Da ließ der alte Herr sich vom Zorn übermannen, schrieb dem Kommandeur einen sackgrobgroben Brief, und seither war es aus zwischen dem Forstmeister Rüdiger und dem Bataillon, eine mehr als zwanzigjährige Freundschaft erloschen wie ein plötzlich ausgeblasenes Licht!" . . .

Der Oberleutnant von Vahlenberg klappte die Hacken zusammen und räusperte sich.

„Pardon, Herr Hauptmann! Nach dem groben Brief ist doch nicht etwa ein prinzipieller Beschluß gefaßt worden von seiten des Offizierkorps, mit dem Herrn Forstmeister Rüdiger überhaupt nicht mehr in Verkehr zu treten?"

„Durchaus nicht!" Der kleine Rabenhainer lachte kurz auf, dieser überkorrekte und vorsichtige Freier kam ihm spaßig vor. „Im Gegenteil! In der Offiziersversammlung damals wurde allgemein und lebhaft der Wunsch geäußert, bei passender Gelegenheit die ärgerliche Streitaxt wieder zu begraben. Also, wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, fahren Sie am nächsten Sonntag nach Rohnstein hinüber. Vielleicht kriegen Sie's fertig, den alten Herrn zu

einer Abbitte zu bewegen. Dann wäre alles auf einmal wieder in der schönsten Ordnung!"

Der Oberleutnant von Vahlenberg stand auf, verneigte sich korrekt, mit zusammengenommenen Hacken.

„Noch einmal verbindlichsten Dank, Herr Hauptmann, ich werde nach der empfangenen, detaillierten Auskunft mit mir zu Rate gehen!"

Ein kurzer Händedruck danach, eine erneute Verbeugung an der Tür, und der Besucher schritt mit klapperndem Säbel die weißgescheuerte Holztreppe hinab. Der Hauptmann Rabenhainer aber griff sich in den Kragen, sagte laut: „Ah, pfui Deuwel!" vor sich hin. „Zu Rate gehen! . . . Zu Rate gehen, wenn man ein Mädel lieb at!"

Er schritt in sein Schlafzimmer hinüber, stieß die Fensterläden auf, die zum Schutze gegen den prallen Sonnenschein geschlossen waren, und lehnte sich aufatmend hinaus.

Vom niedrigen Turm der Marienkirche schlug es langsam, in gemessenen Pausen, zwölf Uhr. Dumpf dröhnend verklang der letzte Schlag der großen Glocke, ein bimmelndes Läuten schloß sich daran, das mit gellendem Klingen die Weite erfüllte, übers Wasser drang und von dem andern Ufer im Widerhall wieder zurückkam. Eine fromme Sage knüpfte sich an dieses mittagliche Läuten.

. . . Vor jenen grauen Jahren, als die Marienkirche katholisch war, hatten zwei Nonnen des Klosters sich in dem großen Walde verlaufen, irrten weglos umher und gedachten schon, am Leben zu verzagen. Da plötzlich trug ihnen der Wind den schrillen Klang des Armesünderglöckleins zu. Just um die Mittagszeit wurde ein arger Strauchdieb auf dem Marktplatze zum Tode geführt, den beiden frommen Schwestern aber brachte das Glöcklein die Rettung. Aus dem Klange erkannten sie die Richtung der Stadt, konnten ungefährdet den Heimweg gewinnen. Und zu ewigem Gedächtnis stifteten sie eine Summe Geldes, damit der Küster immerdar um die Mittagszeit den Strang des Armesünderglöckleins zöge. Im Laufe der Jahrhunderte war dann das Kapital irgendwie abhanden gekommen, aber der Küster der Marienkirche trug neben andern Lasten fortan auch die Zinsen dieser frommen Stiftung, und allmittaglich nach dem letzten Glockenschlag klang die gellende Stimme des Armesünderglöckleins weit ins Land hinaus und über die Wasser des großen Lenzburger Sees . . .

Der Hauptmann Rabenhainer stand am offenen Fenster, blickte sinnend zu dem andern Ufer hinüber, das mit seinen grünen Laubmassen im flimmernden Sonnenglanze verschwamm. Zwischen hellen Buchenwipfeln hob sich ein rotes Dach ab, das Forsthaus von Rohnstein.

Wie lange war es her, mußte er denken, daß die kleine Elsbeth ihn auf dem Marktplatze begrüßt hatte, mit dem Schulranzen auf dem Rücken? Oder da unten am Steg das Boot löste, um nach dem Elternhaus zurückzukehren, immer um diese Zeit, wenn vom Marienturm das Glöcklein schrillte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tigerstechen der Mullu-Kurumber.

Jahrmarkt im indischen Dschungel. — Treibjagd im Bergsalbeidickicht. — Raubtier im Netz.

Von E. Conz.

Wenn irgend ein indischer Stamm mit der Natur hart um sein Dasein zu kämpfen hat, so sind es die Mullu-Kurumber. Sie hausen im Süden von Mysore, in dem Winkel, der durch die Vereinigung der Nilgiriberge mit dem Westlichen Gats entsteht. Hügeliges Gelände wechselt mit urwaldähnlichem Teak- und Bambusbestand ab, und dazwischen breiten sich Sümpfe aus, in denen der tropische Bergsalbei sich zu solch phantastischem Wachstum entwickelt, daß Herden wilder Elefanten in ihm untertauchen können. Unzählige Tiere haben durch diese Wildnis ihre tunnelartigen Wechsel getreten.

Hier und dort sind dem Bergsalbei und dem Urwald die Reisfelder der Mullu-Kurumber abgerungen. Metertiefe Gräben sollen die Kulturen vor dem Einfallen von wilden Elefanten, Wildschweinen, Hirschen und Antilopen schützen. Sie genügen aber nicht, und der Mullu-Kurumber muß, abwechselnd mit seinen Angehörigen, sein Reisfeld jede Nacht bewachen. Seine armseligen Gärten plündern Affe und Stachelschwein. Vieh kann er sich nur in ganz kleinem Umfang halten, da er nicht in der Lage ist, es gegen Überfälle durch Tiger zu schützen. Der Sumpf mit seinem tropischen Wachstum würde seine Felder und Gärten innerhalb weniger Wochen verschlingen, bekämpfte der Mensch ihn nicht rastlos mit Hacke und Spaten.

Kampf ist des Mullu-Kurumber Leben und Kampf sein Vergnügen. Die einzige Volksbelustigung, die er kennt, heißt: Tigerjagd. Sie unterscheidet sich wesentlich von dem, was wir uns unter dieser Bezeichnung vorstellen. Sie ist eher ein Tigerkampf, den spanischen Corridas zu vergleichen:

Am frühen Morgen hat ein Mullu-Kurumber dem Dorfältesten gemeldet, daß ein Tiger eines seiner Rinder riß. Der Mann verfolgte die Spur in das Salbeidickicht hinein, und er weiß, wo der Tiger lagert. Das Dorf wird alarmiert, und kurz darauf rücken die Männer aus. Jeder trägt seinen Teil des großen Netzes, das zum Tigerfangen nötig ist. Ein solches Stück mißt vier bis fünf Meter in der Länge und zweieinhalb Meter in der Breite. An beiden Seiten ist es an einem starken Bambusstock festgeknüpft.

Die nun einsetzende Treibjagd dauert selten lange. Hat der Tiger sein Lager in der Nähe einer Stelle aufgeschlagen, wo die zum Volksfest unbedingt nötigen Süßigkeiten- und Kramhändler sich aufstellen können, so wird das Netz unweit davon zusammengesetzt. Der offen gelassene Eingang muß stets so liegen, daß ein Wildwechsel hineinführt. Ist der Platz nicht geeignet, so treiben die Mullu-Kurumber den Tiger weiter, bis er sich in der Nähe eines passenden Geländes befindet.

Das Netz ist aufgestellt, und der Tiger sitzt in dessen Nähe im Salbeidickicht. Die eigentliche Treibjagd beginnt. Langsam und vorsichtig, als kümmerten sie sich nicht um das Tier, sondern hackten Wurzeln ab oder schnitten Salbei, treiben die Mullu-Kurumber den Tiger vor sich her dem Wildwechsel zu. Er überlegt sich, welchen Weg er einschlagen soll. Durch das Hacken und Klopfen auf der einen Seite beeinflußt, läuft er ahnungslos durch den verkleideten Eingang in das Netz hinein. Bevor er dreißig Meter weiter gegen die Maschen stößt, ist die Falle hinter ihm geschlossen.

Nun wird rings um das Netz, dessen Bambusstöcke fest in die Erde eingerammt und mit Stricken unter einander verbunden sind, der Salbei niedergehauen, um einen dreißig Meter breiten gürtelartigen freien Platz für Tigerkämpfer und Zuschauer zu schaffen. Das abgehauene Dickicht wird über das Netz hinüber geworfen, um später die Bewegungen des Tigers zu erschweren. Das Tier selbst hat sich nach einigen wütenden aber ergebnislosen Ausbruchversuchen im dichtesten Dickicht gelagert. Ein paar Wächter bleiben zurück für die Nacht.

Früh am nächsten Morgen beginnt das Volksfest. Einladungen an alle Dörfer der Umgebung sind hinausgegangen, und die Gäste treffen in Massen ein. Bis zum Mittag herrscht Jahrmarktstreiben. Dann gibt der Spielleiter das Zeichen zum Beginn. In drei Reihen stellt sich die männliche Bevölkerung des Dorfes um das Netz auf: Vorn die Panniar, die einst Sklaven der Mullu-Kurumber waren und sich durch Muskelkraft auszeichnen, dann die jungen Leute und zuletzt die Älteren, die schon einmal einen Tiger töteten. Jeder hält seinen Speer in der Hand.

Das Zerbrechen einer Kokosnuß als Opfer für den Waldgott ist das Zeichen zum Beginn des Tigerstechens. Ein Hagel von kurzen Stöcken fliegt in das Dickicht hinein. Der Tiger rührt sich nicht. Nach einer halben Stunde gibt das Publikum sein Mißfallen kund. Zwei Männer mit langen Bambusstöcken treten vor, stechen damit in das Dickicht hinein.

Plötzlich reißt ein Stoß den einen Bambusträger beinahe um. Der Stock kracht. Zersplittert zieht ihn der Mann zurück. Ein anderer tritt an seine Stelle. Wieder wird der Bambus zerspellt, und dann springt plötzlich der Tiger aus dem Dickicht gegen das Netz an. Er steht einen Augenblick gegen die Maschen gestützt und fletscht das Gebiß gegen die Menschen dort draußen.

Ein Panniar will ihm den Speer in die Seite rennen. Er ist zu langsam in seinen Bewegungen, und der Tiger schlägt die Waffe zur Seite, daß der Schaft ein paar von den Männern draußen umwirft. Die Zuschauer lachen höhnisch. Die Panniars geraten in Hitze. Sie jagen den Tiger, der ins Dickicht zurückgesprungen war, wieder hoch. Dem einen oder anderen gelingt es, das Fell des gewandten Tieres zu ritzen, doch nur ein paar Tropfen Blut fließen.

Die Zuschauer sind mit den ungeschickten Panniars unzufrieden. Die jungen Leute treten in die erste Reihe. Einem gelingt es, dem Tiger den Speer in die Schulter zu rennen. Aber am Knochen prallt die Spitze ab, und das Tier springt zurück. Doch die Hetze hat schon zwei, drei Stunden gedauert, und der Tiger beginnt zu ermüden.

Das Dickicht rings um die Innenseite des Netzes ist durch das hundertfache Anspringen des Tieres niedergetreten. Der Tiger ist kaum noch gegen Sicht gedeckt. Geworfene Stöcke und die Bambusstangen treffen ihn. Er unternimmt einen verzweifelten Angriff, springt gegen das Netz, verfängt sich mit der Tatze in die Maschen und brüllt unter dem Speerstich auf, der ihn in die Seite trifft. Ein halbes Dutzend mal rennt er wieder gegen das Netz, sinnlos vor Wut, geblendet durch den Staub, der aus dem zersplitterten Salbei aufsteigt. Stets reißt ihm ein Speer ein neues Loch in das Fell. Zwei, drei Mullu-Kurumber humpeln zur Seite. Sie sind stolz auf ihre Wunden.

Der Tiger ist am Ende seiner Kraft. Seine Sprünge werden schwächer, sind ohne Richtung, ohne Vorsicht. Und zuletzt läuft er einem Mullu-Kurumber in die Speerspitze hinein. Das Eisen dringt dem Tiger in die Brust, und im Fallen zerbricht das Tier den Speerschaft. Dessen Besitzer ist der Held des Tages. Der Spielleiter legt ihm das Blumengewinde des Siegers um den Hals.

Echte Waidmänner würden ihn einen Aasjäger nennen. Nur der Haß gegen den Tiger kann diese Schlächterei verständlich machen.

Das Lied.

Skizze von **Robert Hohlbaum.**

Die Stunde, die dem Bibliothekar Sylvain Légendre sein Freiheitslied geschenkt hatte, war rein gewesen und ungestörter Traum. Sein Traum! Denn in den Jahren, die der großen Revolution vorangingen, ahnten nur wenige das Kommende, Freiheit war ein Licht, das nur Erwählten leuchtete. Nach dem Ausbruch der furchtbaren Bewegung gelangte das Lied ins Volk. Bald kannte es jeder Nationalgardist, jeder rebellierende Bauer, jeder Sansculotte. Jeder Mörder stimmte gröhlend ein, wenn ein Chor es anschlug. Ein anderer als Sylvain Légendre hätte sich dieses Ruhmes gefreut, sich von der großen Woge tragen lassen zu Höhen, die vielen heiß ersehntes und nie erreichtes Ziel sind. Sylvain Légendre erschreckte dieser jähe Ruhm. Wenn das Lied an sein Ohr dröhnte, schmerzte es ihn. Wenn die Freunde ihn in den Glanz der Öffentlichkeit zerren wollten, entfloh er ihnen. Allen gehörte das Lied. Nur er hatte es verloren, jedes Wort war ihm fremd geworden, unfaßbar fremd. Er verbarg sich in die Stille seiner Bücher, die jedem störenden Laute wehrten und ihn mit einem Traum beglückten, in dem nicht die Freiheit glühte, sondern eine zarte Krone glänzte. Sie zierte das Haupt eines Königs, darüber nicht — wie über dem Ludwigs — das Fallbeil drohte, nein, ein Haupt, das hoch und unerreichbar, über allem schwebte, nur dem nahe, der es erträumt hatte, so nahe, wie ihm einst das Licht der Freiheit gewesen war. —

Im ersten Dämmerschein jener Septembernacht, da der Pariser Pöbel die Gefängnisse stürmt und alle Adeligen erschlägt, glaubt ein betrunkener Pikenmann einen Schatten zu sehen, der sich über die Hofmauer von La Force schwingt, einen zweiten, einen dritten . . .

„Sie fliehen!“ schreit er.

„Wo, wo, wer flieht?“

„Die verfluchten Aristokraten! Da, da! . . .“

Einer versucht die Mauer zu überklettern, gleitet ab, in den Hof zurück. Andere eilen durchs Tor, umkreisen das Gefängnis bis zur Stelle, an der die Spitzbuben . . . wo sind sie? Eine Hand, zwei Hände weisen die Gasse nieder. Der wachsende Haufe folgt der taumelnd gewiesenen Richtung.

„Seht ihr? Da sind sie!“

„Wo?“ Sie laufen, fallen, reißen sich wieder auf. Weiter, weiter! — — —

Aus dem Gebäude der Bibliothek leuchtet ein Fensterauge in das erste Grau. Sylvain Légendre hat arbeitend die Nacht durchwacht. In seine stille Welt ist der Lärm dieser Nacht nicht gedrungen. Zuweilen, wenn seine Gedanken eine neue Blumenkette seiner Dichtung wanden, ist er auf und niedergegangen, ein fernes Lächeln im Gesicht und seine Hand hat halb im Traum die Bücher gestreichelt, die feine farbige Seide, das weiche, warme Leder, das ehrwürdig-rissige Pergament. Und zuweilen wird er erwachend sich dieses Tuns bewußt. Oh, wie er ihn liebt, diesen herrlichen Wall des stillen Geistes, der ihn gegen das laute Drohende schützt! Gut und still ist die Nacht. Keine harte, grelle Wirklichkeit, nur weicher Traum. — — —

In die Sinne der Trunkenen blitzt das einzige Licht. Sie halten. Da sind sie, die Aristokraten. Kein Zweifel. Da droben verbergen sie sich. Huscht nicht ein Schatten durchs Tor? Ein zweiter, ein dritter? Sie stürzen nach, die Gänge hallen unter dem Stampfen und Schreien.

In wachsendem Dämmern schwimmt der Raum. Im eindringenden Morgenwind regen sich leise die Vorhänge, hinter denen die Mauer der Bücher ruht. Wie ein in dunkles Geheimnis gehülltes Heer, schwer, lautlos gedrängt, gespenstig kampfbereit. Eine kühle, hoheitsvolle Abwehr strömt von dem Raume aus, die der Menschen Schritt bannt, ihre Kehlen zuschnürt. Furchtbar wird die graue Stille. Sie fürchten sich. Vor der Mauer des feindlichen Heeres, vor dem Nachbar, vor sich selbst. Einer will aufschreien, es wird nur ein Krächzen. Der Nächste will es übertönen, findet einen Klang, formt ihn, einen zweiten, ein Lied, Sylvain Légendres Lied. Die andern fallen ein, aufatmend, befreit. Nun können sie wieder im Takt die Glieder regen, vor seiner Macht weicht die hochmütig abwehrende Stille der fremden Gewalt.

Furcht wandelt sich in Zorn. Die Vorhänge wehen im wachsenden Wind, als wollten sie Verborgenes weisen und wieder entziehen. Wo sind die Flüchtlinge? Verstecken sie sich hinter den verfluchten Büchern?

Eine Faust reißt eine Reihe nieder. Ein wuchtiger Schweinslederband klappt auf, zeigt große, krause Zeichen. Höhnisch in ihr sicheres Geheimnis gehüllt grinsen sie auf in des ersten Pikenmannes verschwimmenden Blick. Sind mit einmal eine hochmütig lächelnde Aristokratenfratze. Seine Pike fetzt hinein, die Blätter kreischen auf wie ein Mensch.

Fäuste, Säbel, Piken greifen, schlagen, stechen. Aus geheimen Tiefen wächst der Haß. Der Haß gegen die fremde, kühl abwehrende, verschlossene Welt. Immer haben sie ihn dumpf in sich getragen. Dem Adeligen konnten sie den Degen entreißen, dem Bischof das Prunkkleid. Hier findet ihre Hand keinen würgenden Halt; machtlos sind sie gegen diese fremde, ferne, unsichtbare Welt.

Schneller, schneller! Schwingt die Waffen im wachsenden Takt! Sie singen das Lied, wilder schwillt es, wilder bohren, schlagen Piken und Säbel.

In der Türe steht Sylvain Légendre. Fühlt jeden Stoß und Hieb in seinem Leib, in seiner Seele. Schreit auf, wirft sich vor die Bücher. Eine Faust will ihn fort schleudern, er hält sie fest. Ein Fuß holt aus, er umklammert ihn. Ein Säbelhieb, ein Pikenstoß, Hieb und Stoß, Hieb und Stoß. Zu einem wüsten Gewirre vermengt sind die Bücher und der Leib des Menschen.

Über ihn fort stürmen die Mörder.

Über ihn fort rast das Lied.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o.p., beide in Bromberg.